



René Freund

Wiener Theaterblut

Roman · Picus

René Freund
Wiener Theaterblut

René Freund

Wiener Theaterblut

Roman

Die Deutsche Bibliothek – CIP-Einheitsaufnahme

Freund, René:

Wiener Theaterblut : Roman / René Freund.

– Wien : Picus Verl., 2001

ISBN 3-85452-452-8

Copyright © 2001 Picus Verlag Ges.m.b.H., Wien

Alle Rechte vorbehalten

Grafische Gestaltung: Dorothea Löcker, Wien

Druck und Verarbeitung: Druckerei Theiss, Wolfsberg

ISBN 3-85452-452-8

Picus Verlag Wien

Ich danke Franz-Olivier, der mir den Weg gewiesen hat.

Erster Teil

1

Ich hasse das Theater. Es ist eine Welt aus Pappe, Leim und Lack, aus falschen Tönen und trüben Gefühlen. Theater ist die zur Religion erhobene Falschheit. Je wahrhaftiger sich das Theater gibt, um so verlogener ist es. Noch mehr als das Theater hasse ich die Theatermenschen. Nichts an ihnen ist echt. Ihre Gesten haben sie aus diversen Inszenierungen zusammengeklaut. Ihre Witze tragen Uniform. Wenn sie den Mund aufmachen, quillt das Nichts daraus hervor. Für einen Lacher verkaufen sie ihre Freunde, für einen Applaus wechseln sie die Gesinnung, für die Illusion des Geliebtwerdens opfern sie die Liebe. Sie sind die neuen Götter. Vorbei die Zeiten, als vernünftige Herrscher diese Gaukler aus den Städten verbannten und ihnen die ewige Ruhe in geweihter Erde verwehrten. Von Los Angeles bis Wien regieren die Schauspieler die Welt, und so sieht die Welt auch aus. Die Schauspieler haben das Spiel verraten.

Ich schreibe diese Geschichte auf, weil ich sie aufschreiben muß. Auch wenn Du diese Zeilen erst in einigen Jahren lesen wirst: Es ist Zeit, all die Ereignisse festzuhalten.

Ich möchte, daß Du von der Angst, die in der Unwissenheit gründet, und von dem Schrecken, der aus der plötzlichen Entdeckung der Wahrheit entsteht, verschont bleibst. Du sollst alles wissen, was ich weiß. Ich möchte mir nicht den Vorwurf machen müssen, Dir die Wahrheit verschwiegen zu haben, so wie mir die Wahrheit verschwiegen wurde.

Obwohl die Vorfälle nun schon fast vierzehn Jahre zurückliegen, kann ich mich ganz deutlich an alles erinnern. Und dennoch fällt es mir schwer, davon zu berichten. Vielleicht

schreibe ich manchmal so, als wäre ich ein außenstehender Beobachter. Die Distanz erleichtert das Erzählen. Also los:

Ich arbeitete seit gerade erst sechs Wochen am Theater, als der erste Mord geschah. Eine junge Schauspielerin, Carla Winheim, war erstochen in ihrer Garderobe aufgefunden worden.

Drei Tage zuvor hatte ich Photos von ihr gemacht.

Als die Polizistin, die die Untersuchungen leitete, in mein winziges Büro kam, begann für mich eine Art Kriminalfilm, ein beunruhigender Kriminalfilm, denn ich spielte darin als Verdächtiger mit. Vorher hatte ich mir noch nie überlegt, was ein Verdächtiger alles mitmacht. Wenn man einundzwanzig Jahre alt ist, überlegt man sich solche Dinge nicht. Früher stand man als Einundzwanzigjähriger mit einem Fuß im Grab, rein statistisch gesehen. Heute ist man mit einundzwanzig ein halbes Kind.

Auch Leopold Waller, der Direktor unseres Theaters, zählte zum Kreis der Verdächtigen. Er besaß schon Erfahrung im Polizeispiel. In einer Krimiserie hatte er am Beginn seiner Karriere einen Kommissar gespielt. Leopold Waller ist so sehr Schauspieler, daß er das Leben von seinen Filmen und Theaterrollen oft nicht genau zu unterscheiden weiß. So erklärte ich mir auch, daß er während all der Untersuchungen an seinem Haus – immerhin einem der traditionsreichsten Theater in Wien – so ruhig blieb. Er mußte den Eindruck haben, daß irgendwo eine Kamera lief und mitdrehte. Prominente wie Leopold Waller gehen üblicherweise so durch die Welt, als handelte es sich dabei um eine Endlosserie von »Versteckte Kamera«. Egal was geschieht, insgeheim glauben sie, es geschieht nur ihretwegen.

Doch Wallers Probleme waren nicht meine Probleme. Obwohl ich in der Scheinwelt des Theaters lebte, wurde mir bewußt, daß der Kriminalfilm, der sich da vor meinen Augen abspielte, auf mein eigenes Leben übergreifen – und schlecht ausgehen konnte.

Meinen ersten Photoapparat bekam ich, als ich zehn Jahre alt war. Bereits damals träumte ich davon, das perfekte Bild zu erschaffen. Zu meinem vierzehnten Geburtstag schenkte mir Tante Erna eine Olympus Spiegelreflexkamera aus der OM-Serie. Ich spezialisierte mich auf Portraits, Portraits von Mädchen in erster Linie. Mädchen, in die ich verliebt war. Ich fand mich recht gut und glaubte, das Zeug zu haben, sehr gut zu werden. Mit achtzehn kaufte ich mir von dem Geld, das Erna mir für die ungefährdete, wenngleich nicht brillante Absolvierung der Reifeprüfung geschenkt hatte, eine halbprofessionelle Photoausrüstung. Das teuerste Stativ, immerhin, aber die billigste Blitzanlage. Der Olympus blieb ich treu. Ich rüstete sie mit einem Motor Drive nach und bewaffnete sie mit einer ganzen Batterie von Objektiven.

Einige Monate später, es war mein erster schulfreier Herbst, kam Frohwein zu uns. Frohwein galt als einer der interessantesten Photographen des Landes. Er war als Aktphotograph international gut im Geschäft und bekam regelmäßig Aufträge von Männermagazinen. Die Aufmerksamkeit der kunstsinigen Gesellschaft zog er dadurch auf sich, daß er mit berühmten Malern zusammenarbeitete. Eine große Frohwein-Ausstellung lief zu dieser Zeit gerade im Museumspalast: »Verfremdungen«. Frohwein hatte die Bilder berühmter Maler photographisch verfremdet, und die berühmten Maler hatten im Gegenzug Photos von Frohwein übermalt. Tante Erna zeigte sich entzückt, als ihre Freundin Hilde sich anschickte, den gefragten Frohwein zum großen herbstlichen Gänse-schmaus mitzunehmen.

Erna rotierte zwischen Küche, Salon und Eßzimmer. Drei Gänse im Backrohr und vierzehn Gäste bei Tisch unterzubrin-

gen ging schon ziemlich an die Substanz. Ich hatte den ganzen Tag mitgeholfen, Kastanien zu schälen, Knödel zu formen, Rotkraut feinnudelig zu schneiden und den Tisch mit buntem Laub zu dekorieren.

Ich versorgte die Garderobe der langsam eintrudelnden Gäste und schenkte Champagner und Bowle aus. Ich beschränkte mich gerne auf das Bedienen und das Verrichten niederer Dienste, weil ich dann aus der Pflicht entlassen war, Konversation zu machen. Gerade am Beginn solcher Abende liefen die Gespräche derart laut und konfus ab, daß man Kopfweh davon bekommen konnte. Nach Schauspielern, Bühnenbildnerinnen, Sängerinnen und Theaterdirektoren erschien endlich auch der Star des Abends. Ernas Freundin Hilde servierte ihn wie einen bunten, wenngleich etwas stinkenden Käfer. Frohwein trug ein silbernes Jackett aus Kunstleder und eine Brille mit blauen Gläsern. Seine Haare hingen in fettigen Strähnen an seinem eingefallenen Gesicht herab. Er roch stark nach Alkohol und grüßte niemanden. Er nickte den anderen Menschen nur etwas hektisch zu und versteckte sich dann hinter einer Nebelwand von Zigarettenrauch.

Nach dem Essen wurden alle in den Salon gebeten. Nachdem Erna und ich die Gäste mit Digestifs und Kaffee versorgt hatten, nahm ich mir einen kleinen Hocker aus dem Vorzimmer und gesellte mich zu den anderen. Manchmal gab es interessante Gespräche, und da hörte ich gerne zu. Es ging gerade um bildende Kunst im allgemeinen und Photographie im besonderen. Irgendwie hatten die anderen Gäste es geschafft, Frohwein zu zähmen, und jetzt sagte er ab und zu etwas. Wenn er auch lallte und nichts Weltbewegendes verkündete, so hingen doch alle an seinen Lippen. Voll Befriedigung hörte ich von den Mißständen an der Hochschule. Dort unterrichteten nur Dilettanten, schwadronierte Frohwein, und auch die wären niemals für ihre Studenten da, und eine richtige Ausbildung für Photographen gäbe es gar nicht. Was für ein Glück, dachte ich, daß ich die Aufnahmeprüfung letzte Woche nicht geschafft

hatte. Ich war nicht einmal in die engere Wahl gekommen.

Plötzlich hatte Erna die unselige Idee zu erzählen, daß ich photographierte. Ich wurde rot, leugnete, stotterte etwas von »Hobby« und »nicht ernst zu nehmen«. Frohwein schwieg, doch einige der anderen Gäste bedrängten mich so hartnäckig, einige meiner Werke herzuzeigen, daß Erna, besorgt um die gute, fröhliche Stimmung, zu ihrem Schreibtisch ging und einen Packen von vielleicht zwanzig Photos herausholte. Die Bilder hatte ich ihr im Lauf der Jahre geschenkt: Tierphotos, das eine oder andere Portrait, von Erna oder von Hilde, leider auch Stimmungsbilder und Naturaufnahmen.

»Nein, bitte nicht«, sagte ich, aber es war zu spät.

Die Gäste ließen die Bilder herumgehen, sahen sie sich flüchtig an und sagten ein paar kleine Nettigkeiten. Ich saß auf meinem Hocker in einer Ecke und fühlte mich fiebrig. Die Bilder landeten alle bei Frohwein, der sie achtlos neben dem Aschenbecher, der auf seinem Knie stand, stapelte.

»Der Bub ist ja gerade bei der Aufnahmeprüfung für die Hochschule durchgefallen«, seufzte Erna im Plauderton, »aber er hat doch Talent, nicht?«

»Erna, bitte!« sagte ich, aber sie verstand nicht, was ich meinte. Sie liebte es, mir die Meinungen von Leuten, die sie für Autoritäten hielt, als Beweismittel vorzuhalten. »X hat gesagt, du sollst eine Stelle annehmen.« »Y macht sich auch so große Sorgen um dein Fortkommen.« Meine echte Mutter hätte vielleicht mehr zu mir gehalten. Mir mehr Selbstvertrauen gegeben. Aber wer weiß.

»Sicher, sicher, sehr schön, sehr begabt«, meinte Elfie Kainz, eine Schauspielerin.

Alle sahen nun erwartungsvoll Frohwein an, der unter dem Druck der Blicke immer gereizter wirkte.

»Und«, seufzte Erna, »was meinen also Sie als Experte?«

»Der Bub«, lallte Frohwein, und er machte eine lange künstliche Pause, in der er zwei oder drei Züge an seiner Zigarette tat, »hat nicht einen Funken von Genie. Solche Photos

macht jede Hausfrau im Urlaub. Aber Photographieren ist kein Hobby. Photographieren ist ein Beruf.« Er wurde lauter. »Photographieren ist verdammt noch mal harte Arbeit, härteste Arbeit. Der Bub glaubt vielleicht, daß es reicht, auf den Scheißauslöser zu drücken, und den Rest macht eh die Kamera ... aber wenn man schon kein Talent hat, muß man wenigstens fleißig sein und arbeiten! Auf diesen Photos sehe ich nichts. Nichts, null, nichts.«

Er warf den Packen Bilder auf den Tisch. Erna sah mich an und nickte bedeutungsvoll, als wollte sie mir sagen: »Siehst du, das habe ich auch befürchtet.« Die anderen Gäste schwiegen betreten. Nur Elfe Kainz zwinkerte mir aufmunternd zu und wischte mit einem Satz das Thema vom Tisch: »Nein, so böse soll man nicht sein. Die Photos sind sehr nett.«

Ich blieb noch kurz bei den anderen sitzen, um nicht den Eindruck zu erwecken, daß mir die ganze Sache irgendwie nahegegangen wäre.

Dann ging ich in die Küche, machte den Abwasch und beschloß, ein berühmter Photograph zu werden.

3

Mein Büro im Theater befand sich auf der Höhe des zweiten Ranges. Wenn ich abends länger an meinem Schreibtisch saß, konnte ich den Applaus selbst durch die dicken Wände unseres altehrwürdigen Hauses hören. Früher hatte man in meiner Kammer die Besen untergebracht, aber sicher nicht sehr viele, bei diesen Dimensionen. Als einzige Quelle natürlichen Lichts diente eine Art Sehschlitz, durch den ich zwar den Himmel, aber sonst nichts sehen konnte. Ich tröstete mich mit einem jener goldenen Worte, die unser Religionslehrer uns in periodischen Abständen hingeworfen hatte: »Der Himmel ist das Schönste auf Erden.«

Wenn man einen reinen Ausschnitt sieht, Himmel pur sozu-

sagen, sieht man aber nicht viel. Die Sonne nur, wenn sie gerade vorbeikommt; den Regen nur, wenn er sich gegen das Licht abhebt; die Wolken nur, wenn sie das Bild nicht völlig ausfüllen.

Der zweite Nachteil meiner Dachkammer bestand darin, daß die Damen vom zentralen Kartenbüro ihre Küche direkt vor meiner Tür hatten und mich tagtäglich zu jener Zeit, die ihnen als Mittag erschien, nämlich am späteren Morgen, mit den unterschiedlichsten Gerüchen quälten, unter denen ich am meisten Kochsalat mit Erbsen sowie Augsburger Würstel verabscheute. Die Gerüche schlichen wie eine Infektion unter meiner Tür herein.

Als die Polizistin, die die Untersuchungen leitete, in mein Zimmer trat, roch es gerade nach Fischstäbchen. Ein untrügliches Zeichen, daß Freitag war. Sie streckte mir ihre sehnige Hand entgegen: »Guten Tag. Mein Name ist Birgit Hahn. Ich leite die Untersuchungen im Mordfall Carla Winheim.«

Die Polizistin hielt mir einen Ausweis hin, den ich mir ansah. Auf dem Photo hatte sie kurze Haare, sah strenger aus als jetzt, da sie sie schulterlang trug. Ihr markantes Kinn vermittelte große Entschlossenheit. Die langen Wimpern und die vollen Lippen bildeten einen merkwürdigen Kontrast dazu. Ich schätzte sie auf dreißig Jahre, vielleicht weniger, vielleicht mehr. Der betont dunkle Anstrich ihrer spärlich aufgetragenen Schminke verlieh ihr etwas Dämonisches. Ein ganz grobkörniges Portrait, dachte ich. Ganz nah rangehen. Am besten auf Kodalith-Papier entwickeln.

Ich grüßte höflich zurück, wie ich es gelernt hatte, und bot Frau Hahn meinen Drehstuhl an. Sie lehnte sich lieber an den Schreibtisch. Ein guter Schachzug von ihr, denn sie war dadurch größer und mobiler als ich.

»Wir müssen uns unterhalten«, sagte sie in einem neutralen Ton, der mich unsicher machte.

»Ich kann Ihnen leider nur ein Glas Cola anbieten«, sagte ich verlegen, und in einer versuchten Charmeoffensive fügte

ich hinzu: »Ich weiß leider nicht einmal, wie ich Sie ansprechen soll. Frau Inspektor? Frau Kommissar? Wissen Sie, ich habe nie in meinem Leben Kriminalromane gelesen, weil sie mich langweilen. Mich hat noch nie interessiert, wer der Mörder ist.«

»Mich schon«, sagte sie, ohne auf meine vorgeblichen Nöte einzugehen. »Herr Diabelli, stammen diese Photos von Ihnen?«

Sie reichte mir einen Packen Schwarzweißbilder. Ich sah sie schnell durch. Ihre Schönheit zu genießen fehlten mir die Nerven. Ich hatte plötzlich das Gefühl, aufs Klo zu müssen.

Die Photos zeigten Carla Winheim in ihrer Garderobe. Beim Schminken. Beim Umziehen. In Privatkleidern. In ihrem Rollenkostüm, dem Gretchen aus »Faust«. Halb nackt. Sie hatte nur den Unterrock ihres Bühnen-Sonntagskleidchens an, streifte gerade ihr Korsett ab und lächelte dabei schelmisch in die Kamera. An einem Kleiderständer im Hintergrund hing das Skelettkostüm, das der als Tod verkleidete Mephisto trug, als er Faust in der Studierstube heimsuchte. Das unscharf abgebildete Knochenmannkostüm erzeugte einen merkwürdigen Kontrast zu Carlas Gretchenzöpfen und zu ihren fröhlich im Vordergrund stehenden Brüsten. Ich fand das Photo sehr gelungen. Aber jetzt konnte ich es nicht genießen. Der Tod und das Mädchen. Es war vielleicht ein bißchen zu gelungen.

»Woher wissen Sie, daß die Bilder von mir sind?« fragte ich.

»Das tut nichts zur Sache. Haben Sie öfter solche Bilder von Frau Winheim gemacht?«

»Nur dieses eine Mal.«

»Warum haben Sie diese Photos gemacht?«

»Photographieren ist mein Hobby.« Ich nahm dieses Wort »Hobby« in den Mund, das Wort, das ich am meisten hasse von allen Wörtern, sieht man vielleicht von »plaudern« oder

»schmökern« ab. Ich fand, daß das Verharmlosen meiner Situation nicht schaden könnte.

»Wer hat die Bilder entwickelt?«

»Ich habe sie selbst entwickelt.«

»Wie haben Sie das gemacht?«

»In einer normalen Dunkelkammer.«

»Hatten Sie eine intime Beziehung zu Frau Winheim?«

»Nein.«

»Warum hat Frau Winheim dann diese Photos mit sich machen lassen?«

»Ich fotografiere gerne ... und Frau Winheim ist Künstlerin ... war Künstlerin ... da kann man solche Photos immer brauchen. Alle Schauspielerinnen haben solche Photos von sich. Das ist doch nichts Verbotenes!«

»Wie kamen Sie auf die Idee, diese Bilder ausgerechnet von Frau Winheim zu machen?«

»Ich habe bei dieser Produktion mitgearbeitet, als Dramaturgieassistent. Nach der Probe habe ich der Carla einmal erläuternde Texte zum »Faust« in die Garderobe gebracht. Ich ... ich habe angeklopft, und die Carla hat – »Herein!« – gerufen. Sie war halb entkleidet, und deshalb wollte ich mich gleich wieder zurückziehen. »Wo ist nur wieder die Fischer!« hat sie gerufen. Die Fischer ist die Garderobiere. Und dann hat sie mich gebeten, ihr Korsett aufzuschnüren. Ich hatte den Eindruck, es gefiel ihr, mich verlegen zu machen.«

»Und dann haben Sie sie fotografiert?«

»Nein, das war später. Aber sie hat sich so zwanglos neben mir bewegt, ein bißchen über den Proben tag und ihre Rolle geplaudert ... und da habe ich sie gefragt, ob ich sie einmal photographieren darf. Sie wollte, daß ich ihr andere Photos von mir zeige. Das habe ich am nächsten Tag gemacht. Die Bilder dürften ihr gefallen haben. Sie hat jedenfalls eingewilligt, sich in der Garderobe von mir photographieren zu lassen.«

»Diese anderen Photos, waren das auch Nacktbilder?«

»Aktphotos? Nein. Es waren vor allem Portraits.«

»Kam es zu irgendwelchen Berührungen zwischen Frau Winheim und Ihnen?«

»Nein. Man soll Modelle niemals berühren, sagen jedenfalls die Profis. Sonst verkrampfen sie sich, und dann bekommt man nur miese Bilder. Wissen Sie, ich hatte bis dahin noch nie Akte gemacht.«

»Wo waren Sie am 10. Oktober zwischen 23.00 Uhr und 23.30 Uhr?«

Sie fragte tatsächlich nach einem Alibi. Es war doch wie im Fernsehen.

»Ich war zu Hause und habe gelesen. Niemand kann das bezeugen.«

»Warum waren Sie nach der Premiere des ›Faust‹ nicht bei der Premierenfeier?«

»Ich habe mich nicht gut gefühlt. Wollte dem ganzen Trubel entkommen.«

»Sie wohnen doch bei Frau Erna ...« Sie begann, auf einem vollgeschriebenen Notizzettel nach dem richtigen Nachnamen zu suchen, doch ich beantwortete ihre Frage auch so.

»Ja, aber Erna war an diesem Abend nicht zu Hause.«

»Wo war sie?«

»Sie war bei der Premierenfeier.«

»Haben Sie einen Verdacht, wer Frau Winheim ermordet haben könnte?«

»Nein«, sagte ich, und auch das war nicht gelogen. Jeder konnte es gewesen sein, jeder der Schauspieler aus dem »Faust«, und da gibt es viele, jeder Bühnenarbeiter, die Fischer, die Souffleuse, der Inspizient, der Nachtportier, ja, Direktor Leopold Waller selbst hätte als Regisseur des »Faust« nach der Premiere gemütlich in die Garderobe spazieren und die arme Carla von hinten mit drei kräftigen Messerstichen ermorden können. Alle kamen in Frage, und keinem traute ich es zu. Wer sollte einen Grund haben?

»Als Dramaturgieassistent waren Sie immer bei den Proben?«

»Nur gelegentlich.«

»Wissen Sie, ob Frau Winheim irgendwelche intimen Beziehungen zu anderen Schauspielern hatte?«

»Ich weiß es nicht.« Jetzt log ich. Merkwürdig, die Polizistin merkte es sofort.

»Sie wissen also nichts von der Geschichte mit Paul Eckhof?«

»Ich kümmere mich nicht darum ... das sind halt so Geschichten.«

»Hatte Frau Winheim ein Problem mit Drogen?«

»Man sagt es. Ich kann es nicht beschwören. Ich habe es nie gesehen. Es heißt, sie trinkt und nimmt Kokain. Sie hat ... Aber – wissen Sie, das machen viele junge Schauspieler. Der Druck ist sehr groß.«

»Falls Sie irgend etwas hören, Herr Diabelli, was für mich interessant sein könnte, rufen Sie mich an. Wenden Sie sich unbedingt zuerst an mich, ja?« Sie gab mir eine Karte mit ihren Telephonnummern und ging zur Tür. Birgit Hahn, Gruppeninspektor.

»Haben Sie andere Schauspielerinnen an diesem Theater auch fotografiert?«

»Nein.«

Sie verabschiedete sich, ohne mir die Hand zu schütteln. Durch die geöffnete Tür sah ich, wie die Damen des Kartenbüros, Fischstäbchen kauend, in mein Büro glotzten.

Tante Erna war mein alles. Sie war gar nicht meine echte Tante, sondern die beste Freundin meiner Mutter. Meine Mutter und Erna sagten »Schwester« oder »Schwesterherz« zueinander. Sie steckten seit ihrer Schulzeit ständig zusammen. Sie hatten sich auf dem Stehplatz in der Wiener Staatsoper kennengelernt, bei der »Traviata«, wenn ich mich nicht irre.

Es wechselten die Schulen, die Lehrer, die Freunde, die Jobs – Erna und Mama blieben Freundinnen. Sie blieben es auch, als meine Mutter Alexander Diabelli heiratete, den ältesten Sohn der Schauspielerdynastie, deren berühmter Ahne der gebürtige Triester Italo Diabelli war. Der Name Diabelli ist in Wien so etwas wie ein Adelsprädikat, noch heute, noch nach sieben Generationen. Mit »den« Diabellis verwandt zu sein, das gilt etwas. Als hätten diese Vorschußlorbeeren auf die Begabung der Familie abgefärbt, wurde aus allen Diabellis etwas. Meine beiden Cousins zum Beispiel haben glanzvolle Engagements nach Berlin respektive Hamburg bekommen. Meine eine Cousine beginnt gerade an einem Kellertheater ihre Bühnenkarriere. Die andere präsentiert im Fernsehen die beliebte Sendung »Abends in Wien«.

Mein Vater, der große Alexander Diabelli, erwies sich als der Begabteste seiner Diabelli-Generation. Er spielte alle jugendlichen Helden von Hamlet über Ferdinand bis Liliom. Natürlich lernte er meine Mutter am Theater kennen. Sie galt als die schönste Statistin Wiens. Wichtigere Rollen konnte man ihr nie anvertrauen, weil sie sich selbst in die kleinsten Chargen so hineinsteigerte, daß sie am Premiertag mit hohem Fieber im Bett lag und auf der Bühne keinen Ton herausbrachte. Doch die verlockende Mischung aus schwarzem Haar und türkisfarbenen Augen, deren Aufschlag meine Mutter, wenn man den Erzählungen glaubt, gekonnt einzusetzen wußte, ließ meinen Vater, den großen Alexander Diabelli, über derlei Kleinigkeiten hinwegsehen, und so heiratete er sie. Ophelia, Luise und Julie blieben mit gebrochenen Herzen zurück. Die Klatschpresse hatte ihre Freude. Die Journalisten wurden es nicht müde, meine Mutter als eine Art Aschenputtel hinzustellen, das den Glücksgriff ihres Lebens getan hatte. Dabei stammte sie aus einer guten Familie, aber was zählen schon simple Bürger in einer so kunstsinnigen Stadt wie Wien?

Später, als sein Haar weniger und sein Bauch mehr wurde,

wechselte mein Vater, der große Alexander Diabelli, ins komische Fach und setzte die Nestroy-Tradition der Familie fort. Neben Leopold Waller galt er als der beste Nestroy-Interpret im deutschsprachigen Raum. Für Wiener reicht es zu sagen: Der beste Nestroy-Interpret Wiens, denn die Wiener sind sich darin einig, daß außerhalb Wiens kein ernstzunehmendes Bühnenspektakel stattfindet, geschweige denn ein Nestroy.

Dann kam irgendwann ich auf die Welt, als vorläufig letztes Glied der Diabelli-Dynastie, in deren Adern seit sieben Generationen Theaterblut pulsiert. Ich bin froh, daß ich weder Johann Nepomuk noch Lumpazivagabundus, sondern Maximilian genannt wurde, nach meinem Großvater, Maximilian Diabelli, der unter Max Reinhardt gespielt und mit Fritz Lang gedreht hatte.

Die Zeiten änderten sich. Doch Erna blieb die beste Freundin meiner Mutter. Erna heiratete nie. Sie wohnte in ihrer kleinen Gemeindebauwohnung. Sie ging jeden Tag zur Arbeit in ihre Reisebürofiliale. Und sie brannte für das Theater. In ihren Erzählungen klingt es manchmal so, als wäre Erna über die Hochzeit meiner Mutter mit Alexander Diabelli glücklicher gewesen als meine Mutter selbst. Der große Alexander Diabelli! Was für ein Mann, was für ein Traum! Und noch immer sagte meine Mutter »Schwester« zu Erna, und Erna sagte »Schwester« zu meiner Mutter. Meine Mutter nahm Erna zu vielen Veranstaltungen mit, und so kam es, daß Erna in allen bedeutenden Cliques der Stadt bald so heimisch war wie die großen Diabellis.

Dennoch war man in der Gesellschaft erstaunt, daß Erna alles erbte, inklusive Sorgerecht für mich. Der Diabelli-Clan reagierte befremdet. Gerichtliche Anfechtungen konnten dem eindeutigen Testament meiner Eltern nichts anhaben. Meine Großeltern mütterlicherseits, die Bürger, grämten sich so über diese Entscheidung meiner Eltern, daß sie mich aus ihrem Leben strichen.

Meine Eltern kamen bei einem Flugzeugabsturz ums Leben. Ich war vier Jahre alt und kann mich an nichts mehr erinnern. Noch heute lese ich die Geschichte manchmal in den Zeitungsausschnitten von damals nach. Meine Eltern waren, statt den Zug oder das Auto zu benützen, mit dem Flugzeug von Salzburg nach Wien geflogen, ein Luxus zu jener Zeit. Mein Vater, der große Alexander Diabelli, hatte den Flugschein besessen und war selbst geflogen. Seine Auftritte bei den Salzburger Festspielen und die gleichzeitige Probenarbeit in Wien erforderten es. Aus ungeklärter Ursache, wie es hieß, hatte das Flugzeug an Höhe verloren. Es war in der Nähe von Gmunden gegen irgendeinen Berg geprallt. Der Unfall gab der Presse jede Menge Rätsel auf. Nur meine Eltern hatten sich an Bord der einmotorigen Maschine befunden. Es hatte erstklassiges Flugwetter geherrscht. Man hätte an diesem sonnigen Tag bei Ausfall der Geräte leicht auf Sicht fliegen können, zitierte man einen Experten. Leopold Waller, der mit meinen Eltern an diesem Unglückstag noch im »Goldenen Bären« in Salzburg gefrühstückt hatte, hatte einen erschütterten Nachruf verfaßt.

Erna hatte sofort ihren Job gekündigt und war in die Villa meiner Eltern eingezogen, mißtrauisch beobachtet von den übrigen Mitgliedern der Familie Diabelli. Fortan widmete sie sich meiner Aufzucht. So wurde sie der wichtigste Mensch in meinem Leben. Sie hatte nur ein Bestreben: mich so zu erziehen, als wären meine Eltern noch am Leben. Wir blieben in der Villa, obwohl sie viel zu groß für uns beide war.

Erna versuchte, mir Vater und Mutter zu ersetzen. Sie dürfte dabei ein großes Geschick an den Tag gelegt haben, denn weder Vater noch Mutter gingen mir ab. Jedenfalls bemerkte ich nichts davon.

Ich sagte »Mama« zu Erna. Das gewöhnte ich mir erst in der Pubertät ab. Es wundert mich heute oft, daß es kein schmerzlicher Prozeß für mich war, von »Mama« auf »Erna« zu wechseln. Aber so mit dreizehn oder vierzehn Jahren ist es

vielen Jugendlichen peinlich, zu ihren Eltern »Mama« oder »Vati« zu sagen, und sie nennen sie dann »meine Alten« oder »Dad« oder »Mu«. Erst wenn die Eltern dann langsam alt werden, fängt man wieder an, »Papa« oder »Mutti« zu ihnen zu sagen. Die Kinder, die in der Pubertät nicht mehr wie Kinder behandelt werden wollen, beginnen dann, ihre Eltern zu Kindern zu machen und sich in Ruhe an ihnen zu rächen. Aber vielleicht denke ich nur so, weil ich diese Gefühle nicht kenne.